

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Oh — ich habe einmal vor Jahren einen Samariterkursus mitgemacht in Siegen. Leider habe ich seitdem nur keine Gelegenheit gehabt, das Gelernte zu betätigen. Nun aber freut's mich, daß ich doch noch was davon verstehe.“

Ihre Wangen hatten sich lebhaft gefärbt. Etwas Warmes, weich Weibliches war in ihrem ganzen Wesen.

Mit stillem Verwundern bemerkte es Bertisch und ahnte plötzlich: In dem selbstsicheren Mädchen, das so hellhörig und stark ins Leben schaute, war auch ein Unerfülltes, das heimlich Sehnen trug. Aber nach mehr wohl noch, als nur nach der Betätigung ihrer Hilfsbereitschaft. Das Weib in ihr, das der Mühe nahe war, möchte verlangen, in schmerzlichem Entbehren, nach seiner natürlichen Bestimmung. Da sah er sie an, mit ganz anderen Augen.

Ete von Grund fühlte dies Fortsehen in seinen Blicken, das Schleier von ihr zu heben schien, und sie verlor ihre Sicherheit. Schneller schritt sie vorwärts und mahnte schließlich, es sei nun Zeit für sie, wieder nach oben zu kommen.

So gingen sie denn zum Schacht und stiegen wieder auf den Förderkorb. Aufwärts schwebten sie. Der erste bläuliche Dämmerchein brach von droben in ihre Nacht, und jetzt flutete das Sonnenlicht golden über sie. Wie das liebe Leben, voller Kraft und Froheit. Dankbar atmete Ete da auf, nach den langen Stunden drunten in der Tiefe.

Als sie ein erfrischendes Bad genommen und ihre gewohnte Kleidung wieder angelegt hatte und nun hinaus trat in den Vorraum, wartete dort Bertisch schon auf sie. Sie wollte sich verabschieden, aber er trat an ihre Seite.

„Ich begleite Sie noch ein Stück, wenn Sie erlauben.“

Und er führte sie noch durch die Tagesanlagen. Als sie an den neuen Röstöfen vorbeikamen, blieb Ete stehen. Gerade wurde auf einen frisch aus dem Ofen gezogenen Erzhaufen ein Wasserstrahl gelassen, der zischend zerstob. Weißer Rauch waltete auf, und dann bläulich, schwefelig dunstender Rauch, der schon weithin die Aufbereitungsstätte ankündigte. Vor dem noch dampfenden Erzhaufen standen mehrere Mädchen, grobes Sadkleinen als Schürzen vorm Leib und Tücher dicht um den Kopf gewunden. Mit langen Haken suchten sie den Brand aus dem gerösteten Erz aus, die unbrauchbaren Stücke.

Nachdenklich blickte Ete zu ihnen hin und sagte plötzlich ernst:

„Ein schweres Leben, und doch könnte ich diese Frauen beneiden.“

Verwundert sah Bertisch sie an. Sie aber ließ die Augen nicht von den Arbeitenden. So sprach sie, halb zu sich selber:

„Wenn die da ihr Tagewerk vollbracht haben, können sie stolz sein und zufrieden. Sie haben etwas geleistet. Aber unsereiner?“

Langsam wandte sie sich ab, und sie gingen weiter. Beide schweigend. Gedanken kamen Bertisch, die sich ihm schon vorhin aufgedrängt hatten, da drunten in der Grube, bei ihrem Samariterwerk. Er senkte den Kopf. Ein Sinnen und Nachschlagen für sie. Und plötzlich hatte er, was er suchte.

„Fräulein von Grund,“ lebhaft kehrte er sich zu ihr, „Mir ist da vorhin eine Idee gekommen. Wenn Sie sich betätigen wollen, nützlich und segensreich — ich glaube, ich wüßte einen Weg für Sie.“

„Wirklich?“

„Sehen Sie, es sind jetzt hier durch die Ausdehnung unseres Werks eine ganze Anzahl fremder Arbeiter hergekommen, und noch mehr werden folgen, wenn der Betrieb erst voll auf der Höhe ist. Leute, in ärmlichen Verhältnissen, meist von weither gekommen mit Weib und Kind. Not ist da vielfach im Hause, Mangel an Aufsicht und Pflege für die Kleinen, oft auch bei den Müttern, zu Zeiten von Krankheit oder — Da meine ich, könnte eine Frau viel Gutes wirken. Indem sie selber angreift, aber auch andere interessiert zu solchem Hilfswerk. Vielleicht einen Frauenverein gründen zur Hauspflege und Kinderfürsorge. Was meinen Sie — könnte Ihnen das nicht auch zu der Befriedigung verhelfen, um die Sie eben jene einfachen Arbeiterinnen beneideten?“

Ete von Grund hatte ihn schweigend bis zu Ende angehört. Doch ihre Augen hatten sich belebt, und nun brach es daraus hervor.

„Das ist ein glücklicher Gedanke! Ja, wahrhaftig, Herr Bertisch,“ sie blieb stehen und sah ihm voll ins Gesicht. „Sie wissen gar nicht, wie mich diese Idee packt! Da eröffnet sich mir ja ein Weg —“

Sie verstummte; aber in ihren Mienen las er genug. Und sie wehrte ihm in dieser Minute das Eindringen in ihr Inneres nicht. Vielmehr streckte sie ihm plötzlich beide Hände entgegen.

„Sie haben mir heute so viel gegeben — ich bin Ihnen herzlich dankbar!“

Fest erwiderte er ihren Druck.

„Und ich freue mich, daß ich Ihnen ein wenig haben nützen können. Ich stehe Ihnen auch weiter zu Diensten bei der Verwirklichung dieses Gedankens. Verfugen Sie ganz über mich.“

„Das nehme ich herzlich gern an. Ich werden Ihren Beistand ja sehr brauchen. Und bald! Denn es ist mir Ernst damit.“

„Das hab' ich von Ihnen nicht anders erwartet. Also werden wir denn fortan gewissermaßen zusammenarbeiten!“ Und er suchte ihr Auge.

Ein frohes Leuchten antwortete ihm. Dann ging sie. Aber an der Biegung der Straße nach dem Ort hin wickelte sie ihm noch einmal grüßend zu. Selbstam warm stieg es

bei ihm da in der Brust auf. Als er dann zum Bureau zurückging und bei den Mädchen am Röstofen vorbeikam, sahen sie verwundert auf. War es nicht eben wie ein vergrühtes laises Breifen an ihr Ohr gelungen?

Den linden Frühlingstagen mit ihrem ahnungsvollen Hoffen und Werden folgte die Zeit der sommerlichen Erfüllung. Hoch spannte sich das blaue Himmelszelt über dem Talbett, in dem der Mutterhauch der Reife schwer und warm lagerte.

Erfüllung, Vollendung allenthalben. Auf den goldenen Feldern im Grunde, auf den Kornstreifen der Hauberge, wie droben am Hang, wo nun an all den hochragenden Laminen des Vertschschen Wertes die Rauchfahnen hingen. Weithin künden, daß die Herrscherin Arbeit hier ihr Panier errichtet hatte. Wie triumphierende Janfarenstöße gellten die Maschinenspisse und das dumpfe Aufgrollen der glühenden Hochöfen weithin über den rauhen Grund und brachen sich fern an den stillen Bergwänden.

Erfüllung hatte dieser fruchtschwere Sommer auch Eile von Grund gebracht. Der Gedanke war zur Tat geworden, der Frauenhilfsverein unter ihrer Führung zustande gekommen. Nach anfänglichem Kopfschütteln hatten sich doch die Mitarbeiterinnen an der guten Sache eingefunden, dank Eiles fester Beharrlichkeit und Vertschs tatkräftigem Beistand. Sein Werk hatte dem Verein einen namhaften Betrag und einen Raum zur Verfügung gestellt, wo der Unterricht und die praktische Anleitung in Kranken- und Säuglingspflege wie in Haushaltungsarbeiten erteilt wurde.

Aber noch wichtiger war die Fürsorge draußen in den Arbeiterfamilien. Von Haus zu Haus, wo brütend die Sorge nistete, ging Eile und brachte mit ihren sanft und doch fest zusassenden Händen allmählich wieder Licht ins Dunkel. Sie hatte sie in ihrem Leben solch Glück empfunden, und das Bewußtsein, ihrem Leben Wert und Inhalt gegeben zu haben, verlieh ihr eine strahlende Frische, daß manch staunender Blick sie traf.

Dies Bewußtsein ließ sie auch mit heiterem Lächeln über die Mißgunst hinweggehen, die sie offen oder heimlich auf ihren neuen Wegen begleitete. So daheim, wo der Dheim erst mit rauhem Widerspruch, dann mit beißendem Hohn auf ihr Amt herab sah. Aber ebenso auch draußen im Ort. Manch spöttischer Blick traf das Fräulein vom Adligen Hause immer noch, wenn sie in die ärmlichen Wohnhäuser draußen vorm Orte ging, in denen das hergelaufene Volk untergebracht war, das auf dem neuen Werke sein Brot gesunden. Besonders, wenn sie am Hirsch vorbeikam, wo jetzt in den sommerheißen Tagen Marga Reusch viel im schattigen Garten saß, auf dem erhöhten Laubenplatz hinter der Mauer. Dann sandte sie, von ihrem Roman aufblickend, jedesmal einen kalten, geringschätzigen Blick zu der Vorübergehenden hinab. Aber war sie vorbei, dann traf sie von hinten her ein heißes Aufglühen der schönen, dunkeln Augen. Marga wußte ja nur zu gut, daß dieses Wohlfahrtswerk Eile oft genug mit Gerhard Vertsch in Berührung brachte. Vielleicht nur darum überhaupt dies alles! Ein klug eronnenes Manöver, um sich den einzufangen, der nun als der bedeutendste Mann im ganzen Rauhen Grund auch dem Fräulein vom Adligen Hause nicht unwillkommen gewesen wäre.

Margas weiße Hände krampften sich bei dem Gedanken. Wenn ihr das wirklich angetan würde! Nein — das durfte nicht geschehen. Und wenn sie das Äußerste wagen sollte!

Entfesselte Gedanken bestürmten sie und kehrten, obwohl abgewiesen, immer wieder. Und tief auf dem Grunde ihres aufgewühlten Herzens barg sich, kaum sich selber eingestanden, noch ein anderes: Sie liebte Gerhard Vertsch. Nicht mehr allein ihr Ehrgeiz, ihre kühl planende Vernunft suchten ihn, auch ein leidenschaftliches Begehren nach seiner herrischen, harten Männlichkeit. Dieser Männlichkeit, die sie in Flammen gesetzt und nun doch so gleichmütig an ihr vorüber sah, als wäre sie gar nicht da. Aufschreien hätte sie mögen, so litt ihr Stolz, und doch hätte sie im gleichen Augenblick die Arme breiten mögen, ihn an sich zu reißen. Warum kam und kam er denn nicht, nun, wo doch sein Werk vollendet war und er an sich denken durfte?

So wühlte sie in ihren eigenen Wunden, und immer wieder kehrten jene verzweifeltsten Gedanken: Ihn vor die Entscheidung stellen — ihn zwingen!

Wasser und schmaler ward Marga Reuschs schönes Antlitz in diesen heißen Sommertagen, die aller Welt die Erfüllung brachten, nur ihr nicht. Aber das verzehrende Feuer in der Tiefe ihrer dunkeln, großen Augen lochte nur um so ungebändigter. —

Die Sommerwärme über dem Talbett ward zur lastenden Glut. Mensch und Tier schliefen schweißtriessend, matt einher in dieser Schwüle. Die Natur schmachtete. Alles rief nach Erlösung. Und endlich kam sie. Unter Blitz und Donner. Gerade ein Sonntag war es, um die Kirchzeit. Ein Gewitter brach los, ein Wollenbruch, wie ihn der rauhe Grund seit einem Menschenalter nicht mehr gesehen.

Trotz der Mittagstunde ein Nachtdunkel. Nur ein schwefelgelber Höllenschein jedesmal, wenn die Blitze das Firmament aufrißen. Dazu herniederpeitschende Wassermassen, die voller Hies alles Menschenwerk verschlingen zu wollen schienen. In wenigen Minuten war der Fluß ein reißendes Untier, der aus seinem Lager aufsprang und gurgelnd nach Beute heulte.

Scheu bargen sich die Menschen in ihren Häusern. Bei jedem krachenden Donnerschlag duckten sich unwillkürlich die Köpfe, und Hände falteten sich, die das Beten längst verlernt hatten. In den Ställen riß das Vieh in Todesfurcht an den Ketten. Sein dumpfes Brüllen jagte neue Schauer in die Menschenherzen.

In dem Gotteshause war ein großer Teil der Talbewohner versammelt. Das unvermittelte Losbrechen des Unwetters hatte sie verhindert, sich heimzuzulächeln. Man harrte hier in zitternden Reigen. Wohl hatte der weißhaarige Mann im Priesterrod da oben auf der Kanzel ihnen tröstend zugerufen: „Seid ohne Furcht! Ihr seid hier in der Hut des Herrn!“ Aber ein Blitz und ein entsetzlicher Donnerschlag, so furchtbar, daß die ganze Kirche in Flammen zu sehen schien, hatte darauf geantwortet. Das hatte eingeschlagen — sicherlich! Und jeder zitterte um die Seinen daheim, um Haus und Habe. Halb hörten sie nur noch auf die Worte des Alten droben hin, der doch mit so wuchtiger Stimme weiterpredigte.

„Vernehmt ihr die Stimme Gottes, die da zu euch spricht, aus dem Krachen seiner Donner? Versteht ihr wohl, was sie euch sagt? Ein Warnen ist es — ein schweres, ernstes Warnen in letzter Stunde! Ein böser Geist ist eingezogen in dies stille Tal. Ein Geist der Ueberhebung und Hoffart, der sich vermißt, mit nichtigem Menschenwerk die Seelen zu loden und zu blenden, mit eitlen Wohlleben und Schätzen dieser Welt. Aber ein Atemzug des Ewigen droben — und vom Erdboden geweht sind all die trüglichen Türme und Mauern da droben am Berge, die sich recht wie ein Bollwerk des Bösen erheben, und mit ihnen auch die Stätten unheiliger Lust, die schändliche Hies nach dem Mammon hier zum Nergernis aller Frommen errichtet hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Das glückbringende Inserat.

Novelle von M. Jankowski.

„Herr Professor, eine Dame möchte Sie sprechen — wegen der „Schreibmaschine!“ Zerstreut blickte Professor Curtius von seiner Arbeit auf — eine Dame? Damit hatte er garnicht gerechnet. Doch dann fiel ihm der Krieg ein, dieser alle Kräfte fordernde Krieg — ja, ja, da suchte wohl fast jede deutsche Frau oder Mädchen ein wenig zu verdienen — lehte doch in so vielen Familien der Verdienner und Ernährer.

„Nun, Herr Professor, soll ich sie denn hereinlassen?“ Die alte Friederike mußte ihren zerstreuten Herrn mal wieder ein bißchen in die Wirklichkeit zurückbringen.

„Ja, ja, ich lasse bitten.“ Und dann starrte Professor Curtius auf das schlank junge Mädchen, das in seinem ersten dunklen Belehrtenszimmer wie ein leuchtend warmer goldner Sonnenstrahl wirkte.

„Ich komme der Stelle wegen, die im „Tageblatt“ ausgeschrieben ist.“ Bescheiden, doch ohne Scheu trat sie ihm entgegen. „Ich heiße Hilde Märten; nicht wahr, Herr Professor, Sie kennen mich doch noch? Die Hilde bin ich, Ihres alten Schullamensraden Friedrich Märten's Tochter — geht, Sie kennen mich noch?“ „Bei unserer letzten Begegnung war ich allerdings erst sechs Jahre — aber ich habe den guten „Onkel“ nicht vergessen. Nun geht's uns schlecht, — Mütterchen hatte nach Vaters Tode ein Pensionat — durch den Krieg aber ist alles auseinandergerissen. — Wir zogen deshalb hierher. In der großen Stadt hofften wir eher etwas Erwerbsmöglichkeit zu haben — und da las ich denn gestern ihr Inserat im „Tageblatt“. Ich schreibe recht schnell,

bitte, bitte, lieber Herr Professor, versuchen Sie es mit mir, schicken Sie mich nicht fort, bitte, bitte." — Wie im Traum, von starkem Glückerempfinden getragen — nickte Curtius — am liebsten hätte er ihr zugejubelt:

„Ja, ja, ich kenne dich jahre-, jahrzehntelang. Du bist ja das Licht und die Sonne — wie soll ich dich nicht kennen — und wie sollte ich dich je wieder fortschicken? — Alles Schöne und Herrliche, was der ernste, einsam gebliebene Gelehrte vom Leben erholt und erträumt — war sie. — Sie war der prickelnde Reiz einsam vertrauter Sommernächte, sein Bineta war sie — das er längst vergessen geglaubt — und das plötzlich die verzauberten Tönen neu klingen und singen ließ. Etwas Süßes — Längstvertrautes war sie — das ihm gehörte, seit er denken konnte — und da kam sie nun und fragte, ob er sie kenne.

Und wieder nickte er, doch dem jungen Mädchen, das so fest auf den zierlichen Füßen stand, war damit nicht gebient. Allen Mut nahm Hilbe zusammen, lebend blickten ihn die blauen Augen an, hinter deren samtweichen Bitten doch schon wieder das alte lustige Lachen brannte. „Ach, bitte Herr Professor, wollen Sie es nicht mit mir versuchen.“

Ungekümmert riß sich Curtius aus seinen Träumen.

Rasch erledigte er das Geschäftliche. Nun aber war das Erkennen und Erkannnen an Hilbe. „Herr Professor, lieber Herr Professor, das ist doch zu viel, ich bin doch ein Neuling, habe nur für mein Väterchen früher geschrieben.“

Aber Curtius beruhigte sie, er hätte immer so viel gegeben, und gar gern ließ Hilbe Mattens sich beruhigen. 150 Mark — ein Krösus war sie ja nun! Wie Not hatte nun ein Ende — Mütterchen brauchte nicht mehr so ängstlich zu rechnen — und Bruder Kurt, der seinem Kaiser fast ein ganzes Jahr treu dreischen half, konnte nun so manches schöne Mädchen bekommen, das man ihm früher versagen mußte.

Gleich morgen sollte sie beginnen — heute, der Tag gehörte noch ihr — beim Abschied gab Curtius dem Mädchen außer herzlichen Grüßen an die Mutter auch schon einen Teil des Monatsgehältes — auch das wäre bei ihm so Sitte. —

Als Hilbe draußen auf der Straße stand, wußte sie nicht, sollte sie jetzt alle Menschen unarmen — sollte sie schnell nochmal zurückeilen und ihrem gütigen munteren Chef um den Hals fallen — schließlich entschloß sie sich, diesen Jubel, dieses große Glück auf schnellstem Wege ihrem Mütterchen heimzutragen — die wilde Augen machen — die würde sich freuen.

Manch ein freundlicher Blick folgte der schlanken, eleganten Gestalt, die so febernd und glücklich durch die Straßen eilte — aber auch manch neidischer, hämischer — trägtst du so leicht am Kriege, hat das Schicksal für dich keine Dornen? —

Und nun kamen Tage, Tage, an denen das Glück heimlich und still zwischen den beiden eifrig Schaffenden zu hocken schien.

Die Stunden aber daheim bei Hilbens Mutter. — Curtius war fast allabendlicher Gast geworden — erschienen dem Gelehrten heimlich und traulich wie ferne schöne Kinderweihnachtstage. — Ganz unglücklich war er, wenn ein Abend ihm andere Verpflichtungen brachte. — Aber auch Hilbe schien an solchen Abenden weniger froh und sonnig, so daß sich Frau Martens allerhand Gebanken machte.

Das Hauptgespräch dieser drei ruhig-glücklichen Menschen war natürlich stets der ferne Liebling, Curtius kannte den lustigen Jungen aus der Erzählung von Mutter und Schwester so gut, als wäre er unter seinen Augen aufgewachsen — es mußte ein guter, prächtiger Bursche sein. Er wußte auch, daß sein heißester Wunsch gewesen, einst Philologie zu studieren — aber die beschränkten Mittel hatten dies natürlich nicht zugelassen. So hatte er sich dem eisernen „Mark“ folgend kurz vor dem Kriege zum Bankfach entschlossen — schweren Herzens — wie Hilbe erzählte. Da machte Curtius so allerhand Pläne im Geheimen, — er hatte ja niemand, für den er sorgen konnte. Aber den Frauen sagte er noch nichts — noch verlangte ja auch das Vaterland die junge Kraft.

— Seit drei Wochen hatte Hans nun nicht geschrieben — und die Sorge fing an, sich langsam in dem gemütlichen Heim einzunisten. Keiner wollte es dem andern gestehen — aber doch lag es jeder in des Andern Blicken. —

Und wieder saßen die drei beisammen — unter dem rosigen Schein der Lampe — da schellte es — und Hilbe ging öffnen — ein Jubelruf: „Hans, Hans!“ und da ging auch Frau Berta hinaus. Aber das frohe glückselige Jubeln da draußen erklang rasch — gedämpfter erklangen die erst so jubelnden Stimmen. Und Curtius erfuhr auch bald, weshalb der junge, mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse geschmückte Held, der eben ins Zimmer trat, hatte dem Vaterlande seinen linken Arm geopfert.

Tapfer bezwang Frau Berta und Hilbe den wahnsinnigen Schreck. Man sollte nicht merken, wie hemmlebenswert er nun sei. Er selbst kam sich auch wohl kaum so hemmlebenswert vor. Er scherzte und sprach tapfer all den guten Dingen zu, die Hilbe eifrig aufstufte.

Und schließlich schlug die Freude, die selige Gewißheit, daß Hans lebte, durch — und heiter und froh flog die Rede. —

Und was mußte Hans alles zu erzählen! Durch all die heiß erämpften Siege, durch die lobenden Feuer deutschen Heldentumes aber klang schlicht und innig das Lieb von der alten deutschen Marnestruce — von Kameradschaft über den Tod hinaus.

Wie hatten sich die Kameraden seiner angenommen — damals bei Nowogeorgiewsk! Ja, nun seufzte Hans doch tief auf, tief und schwer: „Gelt, Mutter!, nun muß ich mich doch wo anders umarmen, einen einarmigen Bankbeamten — ich glaubs nicht, daß sich ein Bankier solch einen Luxus leisten wird.“

Da aber rückte Curtius mit seinen Plänen heraus. In seiner freien, offenen Art, die keinen Widerstand aufkommen ließ — und auch keine falsche Scham, legte er dem jungen Menschen alles aus — einander. Zuerst glaubte Hans, eine Kata morgana trüge ihn — als er aber glauben mußte, daß er nun wirklich Philologe werden konnte, kannte sein Jubel und seine Dankbarkeit keine Grenzen — seine, und die von Mutter und Schwester. Stürmisch ergriff Hilbe Professor Curtius Hand und brühte impulsiv einen heißen Kuß darauf — — dann eilte sie erglühend aus dem Zimmer. Während Mutter und Sohn nun eifrig Zukunftspläne schmiedeten, ging Curtius still hinaus.

Was war nur mit Hilbe? Der Blick, mit dem sie ihn angeschaut — hatte den Mann taumeln machen vor Glück.

Im Nebenzimmer stand sie am Fenster und weinte. „Weshalb weinst du, kleine Hilbe?“ Curtius fand auf einmal das trauliche Du.

Da klang es halb zornig, halb jubelnd von den zuckenden Lippen: „Weil ich nicht will, daß Sie denken, daß Sie glauben sollen, — es war — nur Dankbarkeit allein — vorhin.“

Der Mann bebt. „Hilbe, Hilbe, was denn? Sag mir, sag du es mir. Sieh, ich kann es ja nicht sagen, es muß doch ein Irrtum sein, denn, du bist 20 Jahre — ich 48.“

„Hilbe, Liebbling, sag du's, sag du's.“ Der starke Mann zitterte fast.

Da schlangen sich zwei weiche Arme um seinen Nacken und eine schelmische Stimme, in der Jubel und Nührung kämpfte, flüsterte ihm zu: „Daß du es weißt, Liebe wars! Liebe, du guter, du gültiger Mann. Lieb hab ich dich, lieb über alles!“ und nun war kein Born mehr in der Stimme — nur Jubel und seliges Glück.

Die rot verschleierte Lampe aber leuchtete heute noch lange auf vier selige Menschen, denen der Krieg wohl Leid — aber durch ein kleines Inserat im Tageblatt auch höchstes Glück gebracht hatte.

Vermischtes.

* Die Wirkung eines Granatschusses. Ein Artillerieoffizier schreibt uns: Was stellt man sich wohl in der Heimat darunter vor, wenn es im Bericht der obersten Heeresleitung heißt: An der Westfront nichts Neues, nur Artilleriekämpfe? Ich will einmal schildern, was nur ein Geschos anrichten kann. Ich lag auf Beobachtungsstand, als eine französische 21 cm-Granate 200 Meter vor mir einschlug. Sie schlug gerade mitten in der Chauffee ein, die mit schwerer Masodambede belegt war und selbst bei schlechtestem Wetter von unserer schweren Artillerie befahren werden konnte. Etwa 120 Meter vor mir lag ein schöner, mit einer sehr hohen, fast vier Meter erreichenden Umfassungsmauer versehener Garten, vom Kriege noch ganz unberührt. Uppig blühten die verschiedenartigen Blumen. Blötzlich aber, unmittelbar nachdem die französische Granate eingeschlagen hatte, vollzog sich eine Aenderung, die mir unvergänglich bleiben wird. Mit gewaltigem, nicht näher zu beschreibendem Getöse und Krachen hob sich einer der sehr alten, dicken Baumriesen, die die Chauffee einfaßten, kergengerade mit allen Wurzeln in die Höhe, genau so, als wenn er von unsichtbarer Hand mit all seinen mächtigen Wurzeln und Wurzelchen aus dem Boden gerissen und zum Himmel gehoben werden sollte. Etwa sechs bis acht Meter hoch flog der Baumriese in die Höhe, dann stürzte er krachend in den Blumen-garten und was das allermühevollste dabei war, wieder vollkommen auf den noch mit Erde versehenen Wurzelballen, so daß er von der Wucht des Falles seit in die Gartenerde nedrückt, geradeswegs von der Chauffee in den Garten verpflanzt zu sein schien. Wir gingen näher. Der mächtige Baum stand vollkommen fest; wir rüttelten an ihm, er bewegte sich nicht. Zahlreiche Wurzeln waren wohl gebrochen, indessen dürkte der so gewaltsam in den Garten Verpflanzte hier weiter wachsen können, da seine Schwere bei nassem Wetter die Wurzeln so weit in den Boden eindringen kann, daß sie Nahrung finden und den Baum nach und nach fest verankern können. Mitten auf der Chauffee hatte die eine Granate ein derart großes Loch ausgehöhlt, daß ein bis zwei Möbelwagen bequem ihren Inhalt in ihm unterbringen konnten.

* Der türkische Eulenspiegel. Bei dem lebhaften Interesse, das zurzeit für unsere türkischen Bundesgenossen vorherrscht, darf man wohl auch an den türkischen Eulenspiegel erinnern, den um das Jahr 1360 in der kleinen Stadt Mischehr bei Konia geborenen Najreddin Rhodia, einen Lehrer, der zum sagenumwobenen Helden der tollsten Streiche wurde. Von den Wilschen Streichen Rhodias, die des öfteren gesammelt wurden, seien nur ein paar hier wiedergegeben. Ein Mann hatte ihm eine Zade gebracht mit der Bitte, Rhodia möge sie ihm auf dem Markte verkaufen. Rhodia ahnte, daß die Zade gewaschen sei und ließ sie sich wieder waschen. Dann sagte er seinem Kuftraggeber, er habe sie zum — Einkaufspreis abgeben müssen. — Einst hatte ihn der mongolische Eroberer zu sich an den Hof geladen, und Rhodia war anwesend, wie Timurlenk zum ersten Male in einen Spiegel

sichte, den ihm ein Barbier reichte. Erschrockt über seine eigene Häßlichkeit begann Timurlenk zu weinen, und Rhodia weinte mit ihm. Beide konnten sich nicht beruhigen, bis Timurlenk von seinen Höflingen getröstet ward, während Rhodia immer weiter weinte. „Daß ich über meine Häßlichkeit weine,“ sagte endlich Timurlenk, „ist begreiflich; aber weshalb kannst du dich nicht beruhigen?“ „Du,“ entgegnete Rhodia, „brauchst dein häßliches Gesicht nur zu sehen, wenn du in den Spiegel schaust. Ich habe es immerfort vor mir. Wieviel mehr Grund zum Weinen habe ich!“ — In seiner Heimatstadt hatte Rhodia es übernommen, seinen Mitbürgern Predigten zu halten, wurde aber dieser Pflicht sehr bald überdrüssig und sagte dann eines Tages, als er wieder die Kanzel bestieg, zu seinen Zuhörern: „Wißt ihr, was ich euch heute zu sagen habe?“ — „Nein!“ rief man zurück. „Nun,“ meinte Rhodia, „so sehe ich es auch nicht ein, daß ich es euch sage!“ Und damit verließ er die Kanzel. Beim nächsten Male, als er wieder predigen sollte, stellte er die gleiche Frage von der Kanzel herab an die Zuhörer. Diesmal antworteten diese: „Ja, das wissen wir sehr wohl!“ „Nun,“ antwortete Rhodia, „so brauche ich es euch nicht erst zu erzählen!“ und verließ wieder die Kanzel. Das dritte Mal aber meinten die Zuhörer es sehr schlaun anzufangen und verabredeten, daß einige mit „Ja“, die anderen mit „Nein“ antworten sollten, wenn Rhodia noch einmal die Frage wiederholte. Als dieser nun das Ja und das Nein hörte, erwiderte er: „Sehr gut, mögen die Wissenden es den Unwissenden sagen!“ Und damit war die Predigt erledigt.

* Der Ofen im Schützengraben. Es besteht wohl nirgends ein Zweifel darüber, daß der Ofen im Schützengraben zu großer Bedeutung gelangt ist. Dies liegt ja in der Natur der Sache. Denn er erwärmt unsere Feldgraben und erhält dadurch die gute Stimmung dieser Heiden. Daher hat unsere Heeresverwaltung die umfangreichsten Maßnahmen getroffen, um die Truppenofenfrage zu lösen. Die Lösung dieser Aufgabe dürfte im großen und ganzen gelungen sein. Die Hauptforderungen für Ofen, die den Truppen Dienste leisten sollen, bestehen einmal darin, daß jedesweches Brennmaterial, das gerade zur Hand ist, auch gebrannt werden kann, zum andern liegen sie in der Haltbarkeit, Handhabung, sowie in der einfachen Bauart des Ofens, der zumiest mit einem Griff versehen ist. Letzterer hat Nebulstift mit dem des Einmex, er dient zum Tragen des Ofens. In jedem Ofen gehören drei Meter Ofenrohr, falls die Bauart des Ofens dieses überhaupt verlangt. Ofen, die ohne Rauchabzug gebraucht werden sollen, sind mit dem Brenn- oder Gießlof (Polstohle, Gießlof, Gießlof usw.) gefüllt und unter Verhütung eines anaemischen Reservenvorrats zu liefern. Handelt es sich um sogenannte Anläge für Ofenrohre (Ofenruhe), so sollen diese möglichst mit dem Ofen fest verbunden sein, damit die Nachführung von Ofenruhe- oder Bogenstücken fortfällt. Es wird also tunklich darauf Bedacht genommen, daß nur Ofenrohre geliefert werden. Der Ofen des Schützengrabens muß ferner mit einer Platte zum Kochen versehen sein oder aber er hat in anderer Weise Gelegenheit zum Kochen oder Wärmen von Speisen und Getränken zu bieten. Niemand kann der Preis für den Ofen von entscheidender Bedeutung sein. Hier kommt vorwiegend die Zweckmäßigkeit in Betracht. Doch gelangen kostspielige Ofen nicht zur Verwendung, damit der Verlust bei erzwungener Aufgabe von Feldstellungen und dergleichen nicht gar zu groß ist.

* Die Festung der Zukunft. Seitdem unsere Feinde mit ihren Festungen so traurige Erfahrungen gemacht haben, sprechen sie gern davon, daß die Festungen allmählich völlig ihre Bedeutung in der Artbeführung verlieren werden. Gegen diese Ansicht wendet sich ein französischer Hauptmann in der Revue hebdomadaire: „Es wird immer Festungen geben“, sagt er, „denn sie sind zur Verteidigung eines Landes unerlässlich, doch werden sie eine ganz neue Gestalt annehmen müssen: sie werden keine Wälle, keine Ringmauern mehr haben. Um die wichtigsten strategischen Punkte werden mehrere Reihen flacher Schützengräben laufen, die nach außen hin von negartiem Erdicht verdeckt und miteinander durch tiefe Gänge verbunden sind. Sie werden so hergestellt sein, daß jeder der Schützengräben den dahinter liegenden und die Gänge, die dahin führen, verstärkt. Diese Linien werden durch alle nur möglichen technischen Mittel befestigt werden. Die gut angelegten und genügend breiten Gräben müssen das Eingraben von Batterien ermöglichen. Unter der Erde werden Verbergen, Magazine, Laboratorien, elektrische Werkstätten eingerichtet sein, die wiederum ein Netz von Gängen miteinander verbindet. Alle diese Festungsanlagen werden so verstreut liegen, daß sie einer Beschießung keine sichtbaren Zielpunkte bieten.“

— Geschmacksünden im Weltkriege. Die bekannte „Zeitschrift für Bücher und andere Dinge“, die der Verlag von Hans von Weber in München unter dem Titel „Der Zwiebelstich“ herausgibt, setzt auch in ihrer neuesten Nummer den Kampf gegen die bösen Geschmacksünden tapfer fort, die eine gewisse Industrie während des Weltkrieges und, man möchte fast sagen, auf seine Kosten sich fortgesetzt zuschulden kommen läßt. Mit den Bildnissen unserer großen Heerführer, der Verwendung der Formen von allerlei Munitionsgegenständen, wie Granaten, Schrap-

nells und Seeminen, bei Süßigkeiten, Spielereien und allerlei Ueberfläßigkeiten, schließlich auch mit der verschiedenen, durch den Krieg gestigelt gewordener Worte wird ein abstoßender Mißbrauch getrieben. Ganze Warenhausfenster, so beschwert sich die Zeitschrift, sind angefüllt mit Sofakissen, auf denen Bilder unserer Heerführer mit ihren Wahlsprüchen aufgenäht sind, werggefüllte Kissen mit der Forderung: „Immer feste druff!“ Kläglich gemachte Kleinpflanzen banalisieren bis zur Unerträglichkeit Hindenburgs prachtvoller Kopf, und man muß noch froh sein, wenn sie sich nicht bei näherem Hinsehen als Tintenfaß, Bierkrug oder gar Federwischer entpuppen. Das Ueble in dieser Kriegsindustrie ist, daß der grimmige Ernst des Krieges darin schänden Gewinnes halber verüedlicht, gewissermaßen in ein angenehmes Salonformat umgesetzt wird. Eine der schlimmsten Zeitungen dieser Art wird empfohlen mit folgender Geschäftsanzeige: „Zeitgemäß“, „Totenkult im Zimmer“, „Zimmerdenkmal“, „Religiöse Erhebung!“ Es freist beinahe an Lästerung, wenn unter der Marke „Religiöse Erhebung“ eine kleine Nippische empfohlen wird, die natürlich in die „gute Stube“ hineingehört und die in einer abgebrochenen Säule oder einem geschwungenen Bock vom Ansehen eines Uhrständers bekehrt. Daran in einem Medaillon das Bild des Gefallenen; unter diesem (natürlich) als Zier das Eisener Kreuz. Aus Gips. Man kann wirklich zweifeln und verzweifeln, ob der von uns allen erhoffte und gewünschte große ideale Aufschwung mit und nach dem Kriege eintreten wird, solange sich unter uns Zammerschöpfe finden, die die große Zeit zu solchem Plunder ausschachten und — andere, die sich durch seine Erwerbung entehren.

Büchertisch.

— Feldmarschall von Wackensen. Ein Lebens- und Charakterbild von Wilhelm Renner. Mit 2 Abbildungen. Verlag von August Scherl, G. m. b. H. Preis 1,— Mark. — Was Wilhelm Renner hier in schlichter Form über den Feldmarschall v. Wackensen erzählt und berichtet, erfüllt völlig den Zweck: den großen Heerführer und Feldherrn dem deutschen Volke nahebringen, um seinen Werdegang zu erklären und darzulegen, daß ohne unerbittliche Selbstzucht, ohne eisernen Fleiß, ohne selbstlose Hingabe an hohe und weitgesteckte Ziele weder die Palme des Sieges, noch Erfolge von weltgeschichtlicher Bedeutung zu erzielen sind.

— Zu deutschem Sang ein deutscher Klang. Mit diesem Mahnruf ist vor kurzem eine „Neue deutsche Volkshymne“ erschienen, welche in der löblichen Absicht geschrieben worden ist, unre von den Engländern entlehnte Nationalhymne zu verdrängen. Die bekannte Dichtung: „Deil, unserm Kaiser (König) Deil!“ hat durch den Komponisten Georg Döring eine schlichte und doch kraftvolle, volkstümliche Vertonung gefunden und wird sich bald Freunde im deutschen Volke, in Schule und Haus erwerben. Nicht unerwähnt sei, daß auf diese neue Melodie auch die bekannten Texte: „Den König segne Gott!“ und „Deil Dir im Siegerkranz!“ gesungen werden können. Die „Neue deutsche Volkshymne“ ist in mehreren Ausgaben erschienen und zwar für Klavier oder Harmonium und Gesang, für 2- und 3- (bzw. 4-) stimmigen Kinderchor, für Männer- und gemischten Chor und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden oder direkt durch den Musikalien-Verlag von J. G. Seeling, Dresden-A.

— Türken-Nummer des „Klabberadatsch“. Auch der „Klabberadatsch“ hat sich bewegen können, die Türken als Bundesgenossen für Gegenwart und Zukunft zu begrüßen und hat zu diesem Zweck eine starke Sondernummer (Preis 25 Pf.) veranstaltet. Wenn beim Lesen der Verkäte vom Balkan die gute Laune noch nicht kommt, der nehme die Türken-Nummer zur Hand und die Laune wird sich einstellen. Die Verlegenheiten der Orientte da unten in der Gegend am Goldenen Horn müssen natürlich in eriter Linie herhalten, aber auch alles andere, was der „Klabberadatsch“ in dieser Sondernummer durch die Iharie Brille seiner Satire sieht, muß der Nummer Freunde werden.

Logogriph.

Ein M voran macht Köpfe wußt,
Ein B mit Hörnerschall dich grüßt;
Ein R naqt gern mit aiergem Zahn,
Ein F dazu schafft glatte Palm.
Doch tritt vor's R hatt F ein T,
Tut dir dein Leid nur halb so weh.
Nimm't du mir alle Häupter weg,
So komm' ich stets vom gleichen Fleck,
Erheb' mich gern zu lust'gem Spiel
Und grüß' dich lebhaft, aber läbl.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versrätsels in voriger Nummer:
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.